

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 125.

Dienstag, 1. Juni

1926.

Der Klostermüller.

(Schluß.)

Eine rheinische Geschichte von Karl Neurath.

(Nachdruck verboten.)

Wehrum knirschte mit den Zähnen.

Wenn das so weiter ging, dann waren seine Patronen bald verschossen. — Schade, daß er den Kerl gefehlt hätte! Das arme Tier, das ihm nichts getan hatte, das war getroffen und wälzte sich in seinen Schmerzen mit schlagenden Hufen am Boden.

Sein gräßliches Wiehern schnitt dem Müller ins Herz. Mitleidig gab er ihm eine Kugel in den Kopf.

Da krachte ein Karabiner, prasselnd stäubten die Splitter, aber weit vom Ziel.

Wehrum lachte.

Das mußte der Mann am Baum sein! Aber er war nicht zu sehen, nur der Gewehrlauf bligte in der Sonne. Mochte er schießen, wenn er nur nicht traf.

Der Müller trat an ein anderes Fenster.

Nun konnte der Kerl bleffen!

Die anderen Gendarmen hielten sich vorsichtig verborgen, aber er hörte, daß sie eifrig an dem Tor arbeiteten und es aus den Angeln zu sprengen suchten.

Ohne Werkzeug konnten sie da lange probieren. Aber das schienen sie selbst zu merken, denn plötzlich slog einer in scharfem Galopp den Fahrweg hinauf nach dem Dorf, und die anderen waren ganz ruhig geworden. Schadlos gingen die Kugeln des Müllers in die Luft.

Er biß sich auf die Lippen und fluchte.

Nun hieß es aufgepaßt! Wer konnte wissen, was die Kerle vorhatten. Vielleicht wollten sie ihm ein Schnippchen schlagen. Sie waren so still.

In tieferer Spannung wartete er.

Vom Dorf herüber rief schon die Vesperglocke. Alles war wie ausgestorben. Lautlose Stille war um die Mühle; nicht einmal die Tauben ruckten.

Der Müller hatte sich beim Klang des Angelos bekreuzt und betete stumm. Noch einmal überdachte er sein ganzes Leben durch all die Jahre und empfahl seine arme Seele der Gnade seines Gottes. Der war ja gerecht, der allein hatte ihn nie verlassen; der würde ihm auch beistehen beim Vekten und Schwersten.

Tränen hingen ihm an den Wimpern, wie er so überlegte, was aus ihm geworden war im Lauf der Jahre; wie er gestürzt war aus all seinem Glück und all seinem Frieden in Schmerz und Gram und Verzweiflung.

Er hatte sich auf einen Mehlhauf gesetzt und starrte vor sich hin. Die Stille, die um ihn war, tat ihm wohl. Im schwebenden Mehlstaub lagen glitzernde Sonnenbänder.

Plötzlich scholl das Boxen eilender Hufe an sein Ohr, und gleich darauf krachte das Tor unter wuchtigen Anstößen. Er fuhr auf und straffte die Muskeln. Fest lag die Klinte in seiner Hand.

Nun ging's aufs Vektle!

Lange widerstand das Tor, ehe es splitternd und krachend zusammenbrach und den Weg in den Hof freigab.

Kaltblütig schoß der Müller auf die Gendarmen, die erbittert herangestürzt waren, und nun ratlos vor der Barricade standen, die aus Wagen und Stangen quer über den Hofraum gebaut war.

Wahllos fanden die Kugeln ihr Ziel.

Entsetzt zogen sich die Gendarmen wieder zurück und feuerten blindlings. Wehrum lachte ihres Schreckens und froh vorsichtig über den gedeckten Gang nach seinem Kelterhaus.

Neue Opfer fand sein Gewehr, aber er bekam kräftige Antwort.

Behend schlich er zurück und feuerte von der Räucherhammer aus.

Jedesmal, wenn sie seinen Schlupfwinkel entdeckten hatten und ihre Kugeln zu pfeifen begannen, wechselte er seinen Aufenthalt.

Aus der Reihe der Gaffer, die sich allmählich vom Dorf herangezogen hatten, wurden den Gendarmen Ratsschläge zugerufen und Meinungen, und bald kamen auch ein paar Männer mit Leitern und Feuerrechen.

Wehrum sah's mit verächtlichem Lachen.

Der ganze Ort schien auf den Beinen und sich einen Triumph zu erwarten. Nicht einmal die lahme Uriel mit ihrem schlechten Maul fehlte. Und immer mehr strömten herbei aus Feld und Wingert. Alle Wege waren besät mit dem widerlichen Geschmeiß, das sich zu weiden kam an seinem Untergang. Glaubten die vielleicht, sie könnten ihn abgeführt sehen, womöglich gefesselt? Dumme Bagage, daß sie ihn nicht besser kannten!

Aus den Talwinkeln kam schon die Dämmerung heran, und vom Rhein trieb der Abendnebel herauf. Die Taunusberge glühten im roten Schein der sinkenden Sonne.

Die Gendarmen verhielten sich jetzt wieder ruhig, sie warteten auf die Dunkelheit und trafen geräuschlos ihre Vorbereitungen. Am liebsten hätten sie den Müller ausgeräuchert, aber die Mühle war zu weitläufig gebaut; es blieb ihnen nichts anderes übrig, als das Haus zu stürmen. Schweigend hockten sie beieinander, die meisten schon verbunden, und jedem lag ein Drud auf dem Herzen. Wenn es bis jetzt auch noch keine Toten gegeben hatte, man wußte nicht, was noch kam, und jede nächste Stunde konnte die letzte sein.

Langsam rückte die Nacht heran. Langsam und ohne Laut schoben sich die Gendarmen vor. Aber Wehrum war auf seiner Hut. Nachdem er alle Wertfächer und das Eigentum seiner Diensthofen in den Keller geschafft hatte, war er auf den Speicher gestiegen und hatte die ganze Treppe verrammelt. Nun stand er schußfertig auf dem Laufgang.

Die sollten ewig an den Franzosenmüller denken!

Da kam der Adam herangefahren. Bestürzt sah er den Aufruhr.

Wehrum hörte, wie er mit hastiger Stimme auf die Gendarmen einredete und biß die Zähne aufeinander.

„Verdammt!“ fluchte er. Jetzt konnte er nicht mehr schießen, wenn er nicht am Ende den alten Knecht treffen wollte.

Entschlossen drehte er sich um und stieg zur Scheuer hinunter. Jetzt mußte er Licht haben, und er machte Licht. Früher, als er gewollt hatte eigentlich, aber auf eine oder zwei Stunden kam es ja nicht an. Rasch war

der Span entzündet, und rasch eilte er über den Laufgang auf den Kornspeicher, steckte den Span ins Stroh.

Nun war das Schicksal vollzogen! dachte er und wartete. Der letzte Wehrum nahm Abschied vom Leben.

Er kniete nieder und betete.

Leuchtend brannte der dünne Span, hochauf schlug die Flamme im trockenen Stroh und fraß und fraß. Schon blinkte der Feuerschein durch die Ritzen der Scheuer . . .

Wehrum betete, aber fand keine Worte mehr. Das Herz zitterte ihm, seine kalten Hände bebten.

Mit eigener Hand hatte er zerstört, was die Väter durch die Jahrhunderte hindurch gehütet, mit eigener Hand hatte er den Brand in sein Haus geschleudert. Nun war das Feuer geweckt aus seiner Ruh, nun gab's kein Halten mehr. Nun sank die Klostermühle in Schutt und Asche. Und er ging mit ihr zugrunde, er ließ sich begraben von seiner Mühle . . . Aber erst noch Rache, Rache für all das Unrecht und für sein unfeliges, beichtloses Ende.

Heulend brachen die Flammen aus dem Scheuerdach.

Rings die Wiesen erklangen von vielstimmigem Schrei und erglühten im Feuer. Weit hinaus ins Land lohten die Flammen.

Mit der Finte in der Hand stand der Müller und schoß und lud; und schoß und lud . . .

Entseht stürzten die Gendarmen aus dem Hof und zerrten ihre getroffenen Kameraden mit hinaus.

Hochauf stiegen die Flammen zum geballten Himmel. Balken stürzten und Sparren, die Getreidesäcke barstten mit lautem Knall und schleuderten zischende Funkenwärme in massigen Garben hoch hinauf zu den Sternen, die in Rauch und Dunst fast verschwanden. Die ganze Luft war erfüllt von sprühenden Asken. Sengende, trockene Glut wälzte sich über die Wiesen und trieb die Gaffer weiter zurück.

Grell schrie die Feuerglocke im Dorf.

Wehrum hob die Brust mit schwerem Atemzug und schleuderte seine Finte knirschend auf den Boden.

Die letzte Patrone war verschossen. Nun blieb ihm höchstens die Art.

Lauflos stand er in dem Getöse. Er sah die Funken fliegen, er fühlte den Brand und die Glut, und stand hoch und gerade und rührte sich nicht.

Die Flammen fraßen und fraßen . . . und leckten und leckten.

In den Wiesen war es ruhig geworden. Alle blickten schreckvoll nach der brennenden Mühle und harrten mit neugierigem Bangen des Ausganges.

Wehrum stand noch immer lautlos. Das weiße Haar klebte ihm an der Stirn, die Lippen hatten sich herb zusammengepreßt. So trockte er und sah mit unbewegtem Auge, wie seine Mühle jählings verbrannte.

Ha, wo war noch einer wie er, der lieber unterging in seinem Recht, als widerstandslos Unrecht litt?

Stolz hob er den Kopf. Er hatte sich nicht gebeugt, er hatte getan, was er mußte, wenn er nicht vor sich selber ein Lump hätte sein wollen. — Seine Mühle . . .

Er zog einen Strid aus der Tasche und prüfte noch einmal seine Stärke. Gelassen und mit ruhiger Hand band er ihn an einen Haken und zog eine Schlinge. Und tat bedächtig, nicht anders, als er es sich vorgenommen hatte. Dann trat er ans Fenster und stieß es auf. Ein hundertstimmiger Schrei schlug ihm entgegen.

Höhnisch winkte er hinunter, trat rasch zurück, griff nach dem Strid.

Zum offenen Fenster herein scholl das Rasseln der Feuerspritze.

Es wird Zeit! dachte er und kletterte auf einen Stuhl. Das Grab in heimischer Erde würden sie ihm wohl nicht versagen, vielleicht auch nicht den Segen. Und wenn auch, was tat's. Er starb ja auf heimischer Scholle, und das war schon Segen genug. Nicht einmal das war seinen Vuben vergönnt gewesen. Arme, arme Vuben! —

So starb der Klostermüller.

— Ende. —

Der Garten Deutschlands.

Von Karl Wihel.

Wer die Bergstraße, die von Darmstadt nach Heidelberg zieht, nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, stellt sich darunter meist eine Höhenstraße vor, die den Reiz des Mittel- oder Hochgebirges in sich birgt. Allen Menschen glänzen die Augen beim Hören dieses Namens, der für sie alle Wunder einschließt. Die Sehnsucht packt ihnen die Reisetoffer, und im Schnellzug fliegen sie an ihr vorbei. Wohl macht sie der gesprächige Mitreisende auf einzelne Punkte aufmerksam, doch wer ihr ganzes Bild in seine Seele einschreiben will, muß sie durchwandert haben.

Ein göttlicher Himmel dacht sich über den Garten Deutschlands, wie sie oft mit Recht genannt wird. Ihre klimatischen Verhältnisse sind derart günstig, daß im zeitigen Frühjahr die Bäume ihre Blüten herausstrecken, so daß sie einem Blütenmeer gleicht. Die Jahreszeiten sind so milde, weshalb ihr Kaiser Joseph II. die Ehrenbezeichnung „ein zweites Italien“ beigelegt hat. Viele Pensionäre haben sich hier angesiedelt, um den Abend ihres Lebens in diesem bevorzugten Himmelsstrich zu verbringen. Die Häuser und Villenreihen wachsen über die Enden der zahlreichen Landstädte hinaus, und so sind einige Orte schon verbunden. Man wandelt in einem anderen Städtchen, ohne sich dessen bewußt zu sein.

An der Bergstraße drohnte bereits der schwere Schritt römischer Legionen, die sie als bedeutende Heer- und Verkehrsstraße ansahen. Das alte Ladenburg dürfte die älteste römische Siedlung gewesen sein. Das Kloster Lorsch übernahm den Besitz, um ihn dann im 13. Jahrhundert an Kurmainz abzugeben. Der 30jährige Krieg und die Franzosenkriege ließen sichtbare Spuren zurück. 1848 kämpfte hier heftiges Militär gegen badiische Aufständische.

Gewöhnlich läßt man die Bergstraße bei Darmstadt beginnen, dessen südlicher Ortsteil Bessungen im Jahre 1002 als an der Bergstraße gelegen bezeichnet wird. Die Elektrische bringt uns rasch nach Eberstadt, und wir steigen zur Ruine Frankenstein hinauf. Das Frankenstein'sche Felsleben, ein ganz besonderer Beitrag zur Sittengeschichte früherer Jahrhunderte, tut dar, daß Weiberschläge viel Schmach bringen können. Über den Magnetberg erreichen wir bald Seeheim, dessen im Jahre 1599 erbautes Rathaus mit seinem wohlausgebildeten Fachwerk das Interesse des Architekten und des Altertumsfreundes in Anspruch nimmt. Die Ruine Tannenberg, wo die Sage der Rosa von Tannenburg spielt, wurde 1399 zerstört, da ihre Besitzer unter die Schnapphähne gegangen waren. Am Fuße des Heiligenberges träumt Eugenheim, wo Luise v. Plönies so hübsche Iurische Bilder dichtet. Im Alsbacher Schloß grübelte Herzog Ulrich von Württemberg, aus seinen Landen vom Schwäbischen Bund vertrieben, von Philipp dem Grobmütigen liebevoll aufgenommen, von Wilhelm Hauff in seinem „Lichtenstein“ trefflich geschildert. Am Felsberg haben sich die Römer bereits als Steinbauer betätigt: Riesensäule, Altarstein, Kiste, Kapitäl, Regenbogen. Schiff erzählen von ihrer Kunstfertigkeit. Achtebn Felsenmeere ruben im Schatten des Buchenwaldes. Vom Malchen oder Melibokus (520 Meter hoch) spannt sich der Blick von dem 21 Meter messenden Aussichtsturm nach den Ruppen des Odenwaldes, des Taunus, der Hardt und gar bei klarem Wetter bis zum Wasgenwald. Zu seinen Füßen dehnt sich das alte Zwingenberg mit seinem Bergkirchlein, von Dieter III. von Kahlenbogen 1260 erbaut und gegen Überfälle mit starken Mauern versehen. Von malerischer Schöne erhebt sich zur Höhe von 350 Meter das Auerbacher Schloß, das 1674 von Turenne in Trümmer gelegt wurde, wobei die Franzosen durch einen geheimen Gang sich Einlaß verschafften. Auerbach, das allmählich den Charakter eines Modelortortes annimmt, verzapft den bekannten Auerbacher Koll, einen vorzüglichen Tropfen, der neben dem Bensheimer Kirchberg, dem Deppenheimer Steinköfler und dem Lütelsbacher Roten die Zunge recht redselig macht. Das Auerbacher Fürstlager, vom Landgrafen Ludwig VIII. im Jahre 1768 als Kuranlage errichtet, vom Großherzog Ludwig I. zu einem fürstlichen Sommeritz erweitert, hat heute noch viele Besucher aufzuweisen. Das gewerbefleißige Bensheim, mit seinem mit einem Tempelchen im antiken Stil versehenen Kirchberg ist rings von Rebhügeln umgürtet. Dem Odenwaldpfarrer Karl Ernst Knodt hat man hier ein Denkmal gesetzt. Der Bismarkturm auf dem Hemsberg schaut weit in die Runde.

Jetzt sind wir aus dem Gebirge, wo die Bergstraße ihren Namen zu Recht führt, herausgetreten. Deppenheim, wo in der alten Apotheke am Rathaus mit seinem reich geschnittenen Fachwerk Justus v. Liebig als Lehrling tätig war, läßt auf sich die Ruine Starlenburg, die der gesamten Provinz die Bezeichnung verliehen, niederblicken. Nun

überschreiten wir die heßisch-badische Grenze. Eine kurze Zeit fehlt die Abwechslung, die auch Laudenbach und Domsbach nicht geben können. Erst Weinheim am Ausgang des Birkenauer und Gorrheimer Tals läßt uns wieder einen Augenblick verweilen. Ein altes Städtchen mit winkligen Gassen. Dazwischen sind Edelhöfe eingestreut: das Deutschherrenhaus, die alte Post, das Haus Bucher, der Ratsekeller, das alte Haus in der Münzgasse. Ruine Walddel, Wachenberg und Wachenburg laden zum Besuche ein.

Die alte Bergstraße geht über Lützel, Hoch- und Grobsachsen, die wahrscheinlich Karl dem Großen ihre Entstehung verdanken, nach Heidelberg. Beim reglamen Marktflecken Schriesheim wächst der 450 Meter hohe Borphyrberg über in die Höhe. Die Reste der idyllisch gelegenen Strahlenburg raunen von Fehdewesen und Zerstörung. Der Weiße Stein mit neuem Turm im Schriesheimer Tal beherzigt die Kunde. Dessenheim mit großen Steinbrüchen und Schauenburg, Handschuhsheim mit Burg und Heiligenberg, der von Kämpfen zwischen Alemannen und Römern sprechen könnte, leiten nach der Perle am Neckar hin, nach Heidelberg mit seiner lebenswerten Schloßruine, der Stadt, von der Altmeister Goethe singt:

„Euch grüß' ich, weite lichtumflöß'ne Räume,
Dich, alten reichbekränzten Fürstentum.
Euch grüß' ich, hohe dachumlaubte Bäume,
Und über euch des Himmels tiefes Blau.“

Das Talerbrot.

Von Bernhart Rehle.

Von Livps Till, dem jüngeren Better des Till Eulenspiegel, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im rheinisch-westfälischen Grenzgebiet seine Streiche und Schwänke vollführte, weiß ich euch noch ein lustiges Stücklein.

Sankt Petrus ist den Rheinländern sehr angezogen, weil sie bei allem Ungemach, das ihnen durch die Weltläufe seit ein paar tausend Jahren bis auf den heutigen Tag widerfahren ist, nie ihren Humor verloren haben. Deshalb läßt er auch immer zur rechten Zeit auf ihre Nebenberge schön warm die Sonne scheinen, damit der Wein gut gerät, und deshalb schickt er ihnen schönes Wetter in den Fastnachtstagen, damit am Rosenmontag der rheinische Humor mit der Sonne um die Wette lachen kann.

Aber, wie das bei so alten Herren vorkommen kann, zuweilen plagen auch Sankt Petrus die Muden. Und dann müssen immer die Lieblingstinder die schlechte Laune des Alten ausbaden.

In einem schönen Jahre bekam Sankt Petrus just am Rosenmontag einen so heftigen Anfall von Podagra, daß der himmlische Hausarzt sofortige Bettruhe anordnete. Petrus ließ sich von Frau Holle die Federn ausschütteln. Und die besorgte das so gründlich, daß die Flocken nur so vom Himmel wirbelten und der schöne Rosenmontagszug in Köln bald wie eine Estimotatarawane ausfiel. Als er nun im frisch gemachten Bett lag, merkte er, daß Frau Holle, die mit den Jahren ein wenig vergehlich geworden war, die Wärmflasche vergessen hatte. Darüber ärgerte er sich so gewaltig, daß er die himmlische Geduld verlor und nun nach jemanden suchte, an dem er seinen Krater auslassen konnte. Da fielen ihm seine Rheinländer ein. Und gleich plagte ihn der Teufel der Schadenfreude. „Ei“, sagte er, „ich will doch einmal die Rheinländer auf die Probe stellen, ob sie nicht in der Fastnacht den Humor verlieren, wenn sie frieren müssen wie ich.“ Und flugs schickte er eine so grimmige Kälte herab, daß Stein und Bein gefror.

In dieser Nacht war Livps Till, der den verschneiten Rosenmontag in Köln zugebracht hatte, auf dem Rückwege in seine Heimat. „Den Teufel auch“, dachte Livps, als er eine kleine Stadt erreicht hatte, „bei der Kälte weiterwandern, wäre so gut als mit Gvatter Dein Bruderschaft trinken“, und überlegte, wo er ein warmes Plätzchen für die Nacht aufreiben könnte. Da fiel ihm der Bäckermeister Pönsgen ein, bei dem er sich schon einmal durch Backholzabladen einen guten Tageslohn verdient hatte.

Der Meister war bei über Laune, als Livps zu ihm in die warme Backstube trat. Fastnacht war heute, die ganze Stadt war auf dem Maskenball. Und seine Braut tanzte mit einem andern, weil der Geßell selbst gegen doppelten Tageslohn nicht zu bewegen gewesen war, auf seine verdrriehte freie Fastnacht zugunsten des jungen Meisters zu verzichten. So mußte er selbst die Brote in den Ofen schieben, wenn er Geschäft und Berufslehre nicht aufs Spiel setzen wollte. Als Livps seine Bitte um eine warme Gde für die Nacht vorbrachte, kam ihm ein guter Gedanke. Till war doch ein heller Kopf. Warum sollte er nicht für eine Nacht den Bäcker

spielen? Er versprach ihm einen Taler, gab ihm genaue Vorschriften über die Wärme des Ofens, über die Zeit des Einschlebens und Herausholens und ging vergnügt auf den Maskenball, während Till sich gewissenhaft daranmachte, seine ungewohnten Berrichtungen zu erfüllen.

Als der Bäcker in der Morgendämmerung in seine Backstube zurückkehrte, fand er die Brote angebrannt im Ofen und Till fest schlafend auf der Bank liegen. Till hatte alles nach Vorschrift ausgeführt. Aber während er auf das Ausbaden wartete, war er, ermüdet durch den langen Nachtmarsch in der Winterkälte, in der warmen Stube eingeschlafen. Der Meister war wütend, der Schaden war nicht gering, denn wer würde ihm die Brote mit der dicken schwarzen Kruste ablaufen? Und den Spott hatte er noch obendrein. Während er daranging, den Schaden durch Abstraken einigermaßen zu beheben, wobei ihm der zerknirschte Livps redlich half, pfiff Till mit einem Male durch die Bähne, ließ das Brot sinken und sagte: „Meister, Ihr habt mir doch einen Taler für die Nacht versprochen?“ — „Für das Wachen, aber nicht für das Schlafen“, war die brummige Antwort. „Aber wenn ich Euch die Brote verkaufe, dann steht mir der Taler doch zu?“ Das bestätigte der Meister. „Gut“, sagte Till, „dann streckt mir den Taler vor und legt Euch aufs Ohr. Verkaufe ich die Brote, dann gehört der Taler mir, verkaufe ich sie nicht, gebe ich ihn Euch zurück.“ Der Meister ging auf den Vorschlag ein, legte ihm den Taler auf den Tisch und verschwand in sein Schlafzimmer, froh, das Gespöcht der Kunden über die mißratenen Brote nicht anhören zu müssen.

Livps trahnte die Reste des Brotteiges im Badtrog zusammen, formte daraus ein winziges Brotlein, steckte den Taler mitten hinein und schob es in den Ofen. Dann machte er sich eifrig daran, die schwarzen Krusten abzuschaben. Als es Zeit wurde, den Bäckerladen zu öffnen, trug er alle Brote hinein und legte auch sein armseliges Erzeugnis aus dem Ofen dazu, das eher einem winzigen Wechselbala, denn einem Brote glich. Im Schaufenster brachte er einen großen Zettel an, auf dem in bunten Buchstaben folgender Vers zu lesen war:

„Wer ein Glücksbrot kaufen will,
Der holt sein Fastnachtsbrot beim Till.“

Dann nahm er die Läden von Tür und Fenster, legte Kittel und Schürze an und stellte sich zum Empfang der Kunden bereit.

Die Vorübergehenden lachten über den Vers und trugen die Kunde von Tills Glücksbrot von Haus zu Haus. Bald kam man in hellen Scharen gelaufen, zu hören, was es mit dem Glücksbrot für eine Bewandnis habe. Als sie die Brote mit den schwarzen Ränden sahen, wollten sie entrißt davon geben. Till aber erzählte ihnen, daß in einem der Brote ein Taler eingebaden sei, der dem gehöre, der ihn fände. Da ging das Gekläfft. Denn jeder dachte sich, für einen Taler kannst du die schwarze Kruste schon in Kauf nehmen. Eifrig bot Till auch sein eigenes Brotlein zum Kaufe an. Aber lachend sagte man ihm, was er selbst gebaden habe, solle er auch selber essen. Ehe eine Stunde vergangen war, hatte Till sein Brot ausverkauft. Nur sein Wechselbala war unverkauft geblieben.

Till machte Kasse, die auf den Heller stimmte, schloß die Laden tür und legte Kasse und Schlüssel dem schlafenden Meister auf die Bettdecke. Dann ging er durch die Hintertür querfeldein der Heimat zu.

In den Häusern der Stadt schnitt man eifrig die „Glücksbrote“ auf, in der Hoffnung, den Taler zu finden. Als das negative Ergebnis von Haus zu Haus sich herumsprach, strömte alles voll Enttäuschung zum Bäckerladen, um den Till, den man endlich bei einem Wortbruch ertappt hatte, zur Rechenschaft zu ziehen.

Da finden sie im Schaufenster den aufgeschnittenen Wechselbala liegen, die Eindrücke, die der Taler im Brote hinterlassen hatte, waren deutlich zu erkennen. Und auf einem Zettel lasen sie den Vers:

„Das Glücksbrot steht Ihr alle liegen,
Drum mußt' der Till den Taler kriegen.“

Da erkannte man, daß Livps Till sie auf die reellste Weise von der Welt wieder einmal an der Nase herumgeführt hatte.

Als die Kunde von dem neuen Streiche des Till sich durch das Städtchen verbreitete, da erhob sich ein so lautes Gelächter zum Himmel, daß Sankt Petrus aus dem Schlafe erwachte. „Das ist das rheinische Lachen“, sagte er zu Frau Holle, die mit dem Morgenkaffee hereinkam, „das erkenne ich am Klang. Ich seh' schon: der rheinische Humor ist nicht klein zu kriegen, und wenn ich den Teufel zu Hilfe nähme.“



Das Cape.

Zu jeder Tageszeit begegnen wir dem Cape, ganz gleich, ob es zum Mantel, zum Jackett oder zum Kleide die Ergänzung bildet. Der Damenwelt ist diese Modeneinheit willkommen, denn es gibt viele Verwendungsmöglichkeiten für den Umhang, und er ist kleidsam. Die wollenen Capes sind meist ungefütert. Gehören sie zum Mantel oder Jackett, so sind sie zum Abnehmen eingerichtet und können auch zu einem Kleide getragen werden, wodurch ein schöner Nachmittagsanzug geschaffen ist. Die Länge wechselt je nach der Verwendung. Zum leichten Wollkleide wählt man ein sehr kurzes Schultercape, das vorn mit einer Schleife geschlossen wird. Mantel und Jackett erfordern schon einen längeren Umhang, da er immer nach unten abwärts ausfällt. Viele Capes zeigen die Schulterpartie, die auch einen Anstrich mit Faltengruppen im Rücken gestattet. Gewöhnlich haben sie die Glockenform, die aber durchaus nicht einträglich wirkt, da durch die Verschiedenheit des Stoffes und der Farben genügend Abwechslung erzielt wird. Zum Abendkleide gehört das lange Cape, das so schön und elegant sein kann, wie es der Geschmack, der Geldbeutel und die gesellschaftliche Stellung der Trägerin erlauben. Hier bevorzugt man das schwarze Cape, das man beliebig ausstatten kann. Schwarze Seidencapes mit Gold- oder Silberstickerei sind sehr elegant. Neuerdings sieht man daneben viel Paislettstickerei. Auch Gold- und Silberspitzen und Metallborten verwendet man vielfach. Im Theater und bei Abendgesellschaften verhüllen Umhänge aus Brokatstoff, zum Teil mit breitem Pelzbesatz, die ärmellosen Abendkleider. So konnte man jüngst bei dem Gastspiel eines Sängers von Weltruf im Zwischenakt eine Fülle schöner und kostbarer Abendcapes bewundern, die alle diejenigen Lügen straffen, die von schlechten Zeiten reden.

Wenn nun auch die Frau im allgemeinen auf solche Luxusbekleidung verzichten muß, so kann sie doch aus der Fülle des Gebotenen viele Anregungen empfangen. Ein schwarzes Seidencape für den Sommerabend kann sie leicht selbst herstellen. Sie herabsetzt es unten mit Fransen oder bringt auch nur einen glatten Saum an. Den Kragen arbeitet sie aus Band, das vorn zum Schluß verschlungen wird. Im Nacken bildet es eine große hochstehende Schleife. Will sie das Cape einfacher gestalten, so verwendet sie als Kragen einen langen Schrägstreifen, dessen Enden schalartig um den Hals gelegt werden. Die glücklichen Besitzerinnen eines venezianischen Schals können sich daraus ein Cape arbeiten, ohne ihn zu zerschneiden oder zu beschädigen. Zu diesem Zweck wird der Schal gerade zusammengelegt, und zwar so, daß die Fransen des oberen Teiles bis zum Ansatz der Fransen des darunterliegenden Teiles reichen. Am Stoffbruch wird von der Mitte aus je nach Größe des Schals so viel eingereicht, wie für den Kragen nötig ist. Nun wird ein Schalkragen angefertigt, dessen Enden lang herabhängen oder zur Schleife gebunden werden können. Der nicht eingereichte Teil bildet die Vorderseite des Capes.

Für den Strandaufenthalt sind lange wärmende Tuchcapes zu empfehlen. Man sieht sie in lebhaften Farben wie rot, orange, frischgrün mit absteichendem Umlegebogen. Aber auch aus marineblauem Tuch mit weißem Kragen sind sie sehr schön und bilden eine willkommene Ergänzung für weiße Kleider, können aber ihrer neutralen Farbe wegen auch zu jedem anderen Kleide getragen werden. *Cläre Wirsig.*

Der erzieherische Wert der Tiere im Einfluß auf die Kinderstube.

Man spricht oft von „Lebendigem Spielzeug“ und meint damit einen Hund oder eine Katze den Kindern zu ihren Spielereien ausgeliefert. — Daß diese Spielereien oft in sinnlose Tierquälerei ausarten, darüber denken die wenigsten Erwachsenen nach. Wenn sie schon nicht aus Mitleid mit den Tieren ihre Kinder bei solchen Spielen anleiten und überwachen, sollten sie es im Interesse der Kinder selbst tun. Seinen Kindern einen Hund oder eine Katze halten, bürgt nur dann erzieherische Werte, wenn man das Tier dem Kind als Spielgefährten, Kameraden gegenüberstellt und mit dem Kind zusammen erzieht. Nie erlaube man Kindern, Hund oder Katze zu schlagen, selbst dann nicht, wenn die Tiere Strafe verdienen, ebensogut, wie man unter Geschwistern das gegenseitige Schlagen nicht befürwortet, wenngleich es für den

Charakter viel weniger verderblich ist und viel weniger Gefahr läuft, in Roheit auszuarten, weil die Verteilung der Kräfte im seltensten Fall so ungleich ist wie zwischen Kind und Tier. Niemals wird ein Tier sich einem Kinde gegenüber entsprechend wehren, die meisten Tiere, besonders Hunde, ertragen mit rührender Ergebenheit die Mißhandlungen ihrer kleinen Herren. Das Kind fühlt sich dem Tier an Kraft und geistiger Fähigkeit überlegen, das ist nur natürlich, aber man dulde nicht eine Steigerung dieses Gefühls der hilflosen Kratur gegenüber. Man suche das Gemüt des Kindes zu gewinnen für Treue, Gehorsam und feste Anhänglichkeit der Tiere, für ihre immer gleiche Hingabe und Zärtlichkeit, dann wird das Kind unmerklich eine weiche, angenehme Hand bekommen und besonders wird sich bei Mädchen früh ein Gefühl sorgender Mütterlichkeit entwickeln. Die meisten Kinder lassen, richtig geleitet, schnell eine verständnisvolle Liebe zu dem Tier, mit dem sie leben. Man verlange in diesem Falle auch ruhig kleine Opfer von ihnen, daß sie hin und wieder bei der Pflege des Tieres helfen oder einmal für das Tier zu Hause bleiben. Ein Tier ganz der Pflege eines Kindes zu überlassen, ist zu gewagt, und schon manches an sich gut geartete Kind hat die ihm anvertrauten Tiere, besonders kleinere, wie Goldfische, Laubfrösche, Kanarienvögel, kaltblütig verhungern lassen. Nie gebe man zu, daß heute ein Hund, morgen eine Katze, übermorgen ein schönerer Hund, eine schönere Katze gehalten wird, nur aus Laune, weil das Kind das eine Tier leid ist, weil ihm das andere besser gefällt. Scheu und Verehrung vor dem Wunder der Lebendigkeit in jedem Tier scheu auch vor dem Liebesleben der Tiere versuche man den Kindern einzufößen. Leicht, selbstverständlich und rein lösen sich die schwierigsten Fragen der Aufklärung für reifere Kinder im Zusammenleben mit Tieren und nur aus dem Grund schon sollte man seinen Kindern Tiere halten, daß sie an ihnen das große Mysterium des Lebens, der Fortpflanzung ungetrübt und selbstverständlich erleben.

Hingabe zur Natur, Andacht vor dem Unerklärlichen, das alle Wesen leben und sterben läßt, wird bald die verborgensten Tiefen der Kindesseele erfüllen, wenn sie durch die gleiche Einstellung der Erwachsenen angeregt und beeinflusst wird, und die Lust zum Quälen und Neden der Tiere wird ganz von selbst aus dem kindlichen Gesichtskreis auscheiden. In.

„Die Küche im deutschen Bürgerhause.“

In fünfter vermehrter und verbesserter Auflage (mit vielen Bildern im Text) erschien kürzlich (im Verlag von Heinrich Staab, Wiesbaden) das vielfach prämierte, mit goldenen und silbernen Medaillen wiederholt ausgezeichnete bekannte Kochbuch von Margarethe und Hanno Wehrhans: „Die Küche im deutschen Bürgerhause“, ausführliche Anleitung im Kochen, Backen und Einmachen, neu bearbeitet von Hanno Koepp. Von Auflage zu Auflage hat sich dieses Kochbuch, das zunächst nur für Schüler eines von den Verfasserinnen geleiteten Haushaltungspensionats bestimmt war, immer mehr zu einem für jede junge Hausfrau notwendigen Lehr- und Nachschlagebuch entwickelt, das nicht nach dem einfachen, aber meist sehr kostspieligen Rezept „Man nehme —“ die Theorien der Kochkunst abzuwandeln bestrebt ist, wie die Mehrzahl der Kochbücher, die übrigens meistens für Hausfrauen geschrieben sind, die schon kochen können, sondern als zuverlässiger Leitfaden der Kochkunst unmittelbar in die Praxis einführt und an Hand zahlreicher Beispiele leichtverständlich und überzeugend zeigt, wie gut, schmackhaft, abwechslungsreich und preiswert gekocht werden kann. Die Rezepte sind im einzelnen in der Hauptsache für den Normalhaushalt von 5 Personen berechnet und enthalten so ziemlich alles, was von der süddeutschen Hausfrau auf den Tisch gebracht werden kann. Eine große Anzahl von Küchenzetteln zu Mittag- und Abendessen für das ganze Jahr, für den einfachen und feineren Haushalt, sowie größere Speisezetteln für besondere Gelegenheiten, ferner ein Anhang, in dem allerlei nützliche Winke für die Hausfrau gegeben werden, ergänzen das empfehlenswerte Buch, in dem so ziemlich alles gesagt wird, was die Hausfrau von der Küche, vom Kochen, Backen, Baden, Einmachen usw. wissen muß. Wenn das Buch mit seinen erprobten und bewährten Rezepten auch in erster Linie für die junge Hausfrau bestimmt ist, so wird doch auch die Erfahrene vieles darin finden, was in die nur allzu leicht in den täglichen Speisezetteln eintreffende Eintönigkeit appetitfördernde Abwechslung bringt.